Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 9

Artikel: Der Blick auf die Krawatte
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637120

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu unterst in dem breiten Schrank stiess er auf etwas, worum es sich schon lohnte, ungebeten in ein Haus einzusteigen und alle Gebote der Diskretion beiseite zu lassen. Zwischen Socken und mit Wollresten gefüllten Schachteln, und dann erst noch in einem ausgedienten, mottenzerfressenen Muff aus Kaninchenpelz versteckt, fand er ein geldgefülltes Mehlsäcklein, das er hastig aufschnürte. Kniend wühlte er in den Banknoten und Fünffrankenstücken, bis seine Finger auf ein steifes Papier gerieten, das sich bei Licht als gelber Umschlag herausstellte, dessen Inhalt aus nichts geringerem als weiteren Banknoten zu bestehen schien. Der Polizist drehte sich noch mehr dem Lichte zu und las die Aufschrift: „2000 Franken für Wilhelm, weil er im Testament übergangen wurde. Gotthold Neeser."

Das war Erismann für den Augenblick genug. Ein zufriedenes Lächeln glitt über sein Gesicht und vertiefte sich um die Mundwinkel zu einem Ausdruck zuversichtlicher Entschlossenheit. Schnell steckte er das Säcklein an seinen Platz zurück, legte die Wollsachen darüber und hob die bereits schmerzenden Knie, um aufzustehen.

„Suchen Sie etwas, Herr Erismann?"

Zuerst duckte er sich wie vom Donner gerührt zusammen, dann fuhr er herum und sah, schwarzgekleidet und mit ernstem, bleichem Gesicht, Berty Neeser in der Türe stehen.

„Schon möglich", sagte der Landjäger leise, nachdem er sich von der Überraschung erholt hatte und aufgestanden war. „Aber es ist nichts zu finden." Damit und mit einem hilflosen Achselzucken verschloss er die Kastentür.

Das Mädchen stand noch immer unbeweglich auf der Schwelle und erwiderte mit farbloser Stimme: „Sie machen sich viel zu schaffen bei uns. Gott mag wissen, warum."

„Ach, den Herrgott wollen wir aus dem Spiel lassen, wenn man so üble Dinge verrichten muss wie ich", meinte der Mann peinlich berührt. „Aber wieso merkten Sie, dass jemand im Hause war?"

„Ich merkte nichts, ich wollte nur auf mein Zimmer, das da nebenan liegt. Aber weil Sie die Tür offenliessen und ich etwas hörte, schaute ich hinein. Sie können sich denken, wie ich mich zusammennehmen musste, damit ich nicht aufschrie."

„Mochten Sie nicht zum Leichenmahl gehen?"

„Nein, es war mir schrecklich zuwider, noch länger unter Leuten zu bleiben. Jetzt bereue ich es aber. Wäre ich geblieben, so wüsste ich nichts von dem da." Sie hielt sich am Türrahmen fest, und Erismann sah, dass Tränen ihren Blick trübten.

Langsam trat er ihr näher und sagte: „Es tut mit unbeschreiblich leid, dass ich Ihren Kummer noch so vergrössern muss, Berty. Ich spüre es nicht alle Tage so deutlich, wie sehr man in meinem Beruf wehtun muss, ohne dass man daran etwas zu ändern vermag. Begreifen Sie mich?"

„Ja", antwortete das Mädchen, ganz überrascht von Erismanns Zartsinn. „Und ich weiss ja, es wäre alles noch viel schlimmer, wenn nicht —" Sie brach ab und senkte den Kopf.

„— wenn Hans nicht wäre — das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?" ergänzte er und fügte noch bei: „Ja, Sie und meinen Buben habe ich in eine schöne Klemme gebracht. Aber es nützt nichts, Sie müssen tapfer sein und die Zähne zusammenbeissen."

Berty nickte wortlos, und Erismann dachte: liebes, kleines Neeserli! Laut aber sagte er: „Haben Sie vorgestern bemerkt, dass jemand in den ersten Stock ging, während Sie mit den Eltern in der Stube sassen und ich mit Wilhelm draussen war?"

„Nein."

„Es ist gut. Kommen Sie, wir gehen hinunter. Ich habe mich sowieso verspätet." Unten im Gang stand er nochmals still und fragte: „Gibt es auch Mädchen, die über so etwas schweigen können, was Sie eben erlebten? Wenn es das gäbe, könnte ich Ihnen vielleicht einen Gegendienst leisten."

„Ich werde es für mich behalten", gab sie zurück und nahm seine Hand, die er ihr entgegenstreckte. „Bitte sagen Sie dafür Hans einen Gruss von mir."

„Und soll ich ihm dazu noch melden, dass Sie schon den Weg zu uns finden, wenn es nicht mehr anders geht?"

„Ja! Ja!" rief sie ihm bewegt nach, während er schon auf sein Fahrrad zueilte.

17.

„Wie erklären Sie sich das, Gemeindeschreiber?" sagte Erismann zu Berchtold in dessen Büro, nachdem er ihm die Geschichte vom Geldfund erzählt hatte. Entgegen seiner Gewohnheit schwieg er dem Notar gegenüber nicht, da dessen bisherige Winke sich schon mehrfach als nützlich erwiesen hatten und er auf Grund seiner guten Kenntnis der Verhältnisse wohl auch weiterhin wertvolle Dienste leisten konnte.

„Ich vermute", versetzte Berchtold, der diesmal seine Leute nicht weggeschickt hatte, sondern mit seinem Besucher selber ins Archiv gegangen war, „ich vermute höchst berechtigterweise, dass dieses Geld von der gleichen Person entwendet wurde, welche das Testament erbrach. Diese hat sich also bloss vergewissern wollen, dass Wilhelm darin wirklich bedacht und mithin die nachträgliche Schenkung nirgends schriftlich niedergelegt war. Bei dem plötzlichen Tod Gottholds konnte dann das Kuvert, das vorher sicher beim Testament lag, ohne Gefahr gestohlen werden, vorausgesetzt, dass Wilhelm selber von dem Vermächtnis nichts wusste."

„Aber das andere, ungeordnet im Säcklein liegende Geld?" fragte Erismann.

„Hm", meinte der Notar, seinen Stumpen vom einen Mundwinkel in den andern rollend, „das ist schon ein bisschen schwerer herauszufinden. Vielleicht handelt es sich hier um nach und nach entwendetes Geld, aber ich fürchte, dies könnte dem Täter kaum mehr nachgewiesen werden."

„Das andere genügt", brummte der Landjäger und schaute sich nach einem Aschenbecher um.

„Hier!" sagte Berchtold und schob ihm eine leere Blumenvase hin. „Eine harte Nuss, nicht wahr, Erismann? Ob Sie es diesmal allein schaffen werden? Wie wäre es, wenn Sie versuchten, das Neeserli einzuspannen?"

„Halbwegs ist das bereits der Fall", wollte der Landjäger antworten, hielt jedoch damit zurück und sagte empört: „Was fällt Ihnen ein! Sie muten mir zu, dass ich das Mädchen gegen die eigenen Eltern missbrauche. Das finde ich ziemlich stark."

„Oh", murmelte Berchtold mit zweifelndem Kopfneigen, „warum auf einmal so empfindlich, Landjäger? Dass der Polizei alles gestattet ist, das wissen Sie mindestens so gut wie ich. Ausserdem liegt hier der Fall doch so —"

„Also, wenn Sie doch schon alles wissen müssen", fiel ihm Erismann ungeduldig ins Wort, „es ist längst soweit, wie Sie es gerne hätten, Sie Wunderfitz! Das Mädchen ist eingespannt, und mein Sohn dirigiert es — leider, leider, Gottfried Stutz! Ich bereue es schon grässlich, denn das arme Ding tut mir leid, aber nun kann ich die Geschichte nicht mehr abblasen. Sie sind auch schuld daran, ja, Sie mit Ihrem verwünschten Neeserli hin, Neeserli her! Hätte ich nur Hansruedi sogleich das ganze Verhältnis kurzerhand verboten, wenigstens bis alles vorüber ist."

(Fortsetzung folgt)

Wir suchen einen neuen Roman für die „Berner Woche"

«Meine Damen und Herren!

Traktandum Nr. 4 unserer heutigen Sitzung lautet wieder einmal: Der neue Roman!» sagte der Präsident der Redaktionskommission und brachte damit die Diskussion, die sich an einem politischen Thema festgehackt hatte, wieder zu den Verhandlungsgegenständen zurück. Er erteilte der Redaktionssekretärin das Wort und ersuchte sie vor allem, über Wünsche, Anregungen und Kritiken zu berichten, die aus dem Leserkreis eingegangen waren.

«Der letzte Roman, den wir in unserer Zeitschrift zum Abdruck brachten, scheint nicht bei allen Lesern Beifall gefunden zu haben», beginnt die Sekretärin ihren Bericht. «Ich habe hier einige Zuschriften — es sind deren etwa zwanzig eingegangen — ausgewählt, die ich Ihnen vorlesen will. Hier schreibt ein Herr Friedrich aus A., einem kleinen Dorf im Oberaargau:

„Der Roman ‚Die letzte Kugel', der in der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift zu Ende gegangen ist, hat mich ganz und gar nicht befriedigt. Zwar war er von Anfang an recht spannend, aber sein Schluss ist zu traurig. Hätte man den jungen Mann mit dem Leben davon kommen lassen, dann hätte er seine Braut heiraten können, und der Leser würde sich darob freuen."

Eine andere Zuschrift — sie stammt von Frau Engler aus L. — rügt, dass der Roman in Spanien spielt.

„Können Sie Ihre Romane denn nicht in die Schweiz verlegen? Da schreiben Sie, Ihre Zeitschrift fördere heimatliche Art und Kunst und dann spannen Sie Roman von einem spanischen Dorf, dessen Bewohner sich gegenseitig totstechen und -schiessen!"

Dass es aber einem Leser noch zu wenig lebhaft ging, beweist sein Brief.

„Bringen Sie doch wieder einmal einen rechten Abenteuerroman! So etwas von Zane Grey oder von Wallace. Es macht nichts, wenn es ein paar Leichen gibt. Jedenfalls wäre eine Geschichte spannender als welche Sie vor einiger Zeit brachten — jene langweilige Erzählung aus dem Emmental, es dort aussieht, weiss ich, wie das Leben in einer Kleinstadt, in London oder Neuyork oder auf einer Südseeinsel, das würde mich interessieren."

Sie sehen, meine Damen und Herren, schliesst die Redaktorin ihren Bericht, «man kann es nicht jedem recht machen! Was für einen guten Roman aber sollen wir nun wählen? Einen Heimatroman aus Schweizern und schweizerischer Landschaft, einen Abenteuerroman aus dem Tibet oder Kanada, einen historischen oder man? Eine Geschichte mit glücklichem oder eine mit glücklichem Ende?»

Herr N. meldet sich zum Wort.

«Ich möchte zu dem nur bloss einwenden, dass diese einzelnen Stimmen für uns nicht allein massgebend sein dürfen. Wir haben heute weit über 20 Leser. Wo sind denn die Meinungen der vielen, die sich nicht geäussert haben? Was bedeuten schon 20 Zuschriften?»

«Immerhin etwas», repliziert Herr D. «Wir wollen doch, wenn irgend möglich, alle Leser mehr oder weniger zufrieden stellen.»

«Was uns wohl nie gelingen wird», wirft ein dritter ein. «Es bleibt uns nichts anderes übrig, als abzuwechseln, wie wir es bisher gehalten haben. Wir bringen übrigens jetzt ja wieder zwei Romane, und da sollten wir erreichen, mindestens mit dem einen jedem Geschmack irgendwie gerecht zu werden.»

«Leicht ist es jedenfalls nicht, geeignete Romane zu finden», bemerkt nun der Vorsitzende. «Nicht jeder Roman, der in Buchform sich gut und flüssig liest, eignet sich für eine Zeitschrift, weil sich nicht jeder so in Fortsetzungen zerlegen lässt, dass die notwendige Spannung erhalten bleibt. Dann aber wollen wir unsern Lesern doch nur wirklich gute Romane bringen. Sie sollen interessant und leicht lesbar sein und noch etwas: sie dürfen nicht zu lang sein, sonst werden sie am Ende gar langweilig.

Zu wünschen wäre, dass uns unsere Leser mitteilten, welche Art Romane ihnen gefallen. Wir sollten allerdings nicht nur 20, sondern 200 oder 2000 Zuschriften erhalten. Aber nun sagen Sie uns bitte, er wandte sich wiederum an die Redaktorin, «wie heisst der neue Roman und sagen Sie uns auch in kurzen Worten nochmals etwas über seinen Inhalt!»

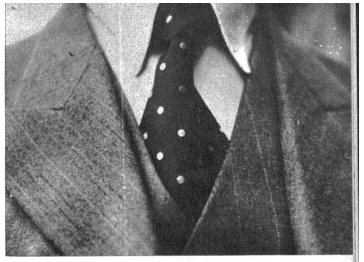
«Der Roman, mit dessen Abdruck wir in der übernächsten Nummer beginnen, heisst ‚Der Sohn Johannes', die Autorin ist Rösy von Kaenel, eine recht bekannte und viel gelesene Schriftstellerin. Der Schauplatz des neuen Romans ist eine kleine Schweizerstadt, sein Inhalt ist die Geschichte des Kindes Johannes.

Es handelt sich also um einen Entwicklungsroman, in dessen Mittelpunkt ein Knabe steht, dessen erbliche Belastung ihm den Leidensweg des Geisteskranken gehen lässt. Neben ihm steht seine Mutter, die alles und jedes für ihr Kind tut, das Verhängnis aber nicht abzuwenden vermag. Erschüttert müssen wir am Schlusse einsehen, dass die Natur stärker ist als des Menschen Wille.

Ich beantrage Ihnen, dem Roman Ihre Zustimmung zu geben und glaube, er werde den Beifall des Grossteils unserer Leser finden.»

Die Mitglieder der Redaktionskommission, die den Roman kennen, stimmen zu und der Vorsitzende schliesst die Verhandlung.

«So wären wir also wieder einmal mit Lesestoff für einige Zeit versehen. Aber, meine Damen und Herren, auch der neue Roman wird einmal zu Ende gehen und bis dahin müssen Sie mithelfen, den nächsten «neuen» Roman zu suchen. Ich hoffe gerne, dass uns in dieser Arbeit auch unsere Leser unterstützen werden mit Wünschen und Anregungen und mit Meinungsäusserungen, welche Romane ihnen gefallen und welche ihnen missfallen haben.»



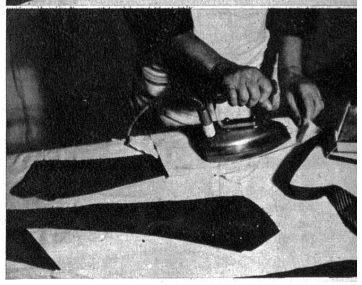
Getupfte Krawatten sind sehr beliebt und zeugen vom guten Geschmack des Herrn. Die Hauptsache ist auch hier, dass sie richtig sitzt

Der Blick auf die Krawatte

Es ist nicht von ungefähr, dass behauptet wird, die Krawatte ziehe von allen Utensilien der Herrenkleidung den Blick zuerst auf sich. Durch die Wahl der Krawatte verrät der Herr seinen Geschmack, sein ästhetisches Gefühl. Durch eine ausgefallene Krawattenfarbe kann der ganze gute Eindruck, den die übrige Kleidung macht, verdorben werden. Und wenn nun die Farbe und Qualität, der Knoten und die Form der Krawatte den Geschmack des Herrn verraten, so gibt der Zustand der Krawatte Aufschluss über die Art und Weise, wie der Mann seine Kleidung behandelt und pflegt. Weise Frauen können an Hand der Krawatte zu einer Art Hellseherinnen werden! Also aufgepasst! Eine Krawatte, die täglich gebunden wird, die täglich dem Staub ausgesetzt ist, die oft riskiert, durch die Rasiercreme Fettflecken zu erhalten, sollte auch gut gepflegt werden. Dazu gehört vor allem das regelmässige Ausbügeln. Wohltätige Mütter- oder Frauenhände nehmen sich der Sache an. Wie es gemacht werden muss, verraten unsere Bilder. Vor dem Ausbügeln müssen allfällige Flecken entfernt werden. Hellfarbige Seide wird mit einem Brei von gebrannter Magnesia und Benzin behandelt. Mit einem Läppchen streicht man die Mischung auf die fleckigen Stellen und bürstet ab, wenn das Benzin verdunstet ist. Dunkelfarbige Krawatten dagegen werden wie neu, wenn man sie mit einem feuchten Schwamm überstreicht, der in eine Mischung von 2 Teilen Wasser und 1 Teil Salmiak getaucht wurde. In beiden Fällen wird nachher die Krawatte sorgfältig mit einem weissen, darübergelegten Tuch ausgebügelt. — Und wenn dann die Krawatten schön gereinigt und gebügelt im Schrank hängen, kann sie der Sohn oder Ehemann nur hervornehmen und möglichst adrett schlingen, so dass der Knoten eben recht dick ist und am eben richtigen Ort sitzt. Nur so wird die Krawatte jedem kritischen Blick standhalten!

R.

Eine dunkle Seidenkrawatte wird mit einer Mischung von Wasser und Salmiak behandelt



Sorgfältig ausbügeln, damit es keine falschen Falten gibt und die Kanten gut ausgepresst werden